

Freunde der Monacensia e. V. **Jahrbuch 2011**

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel
und Kristina Kargl

Allitera Verlag

Redaktion: Kerstin Nußhart

BILDQUELLEN: Walter Hettche: 116 f.; Monacensia: 122 f.
Selma Urfer: 132; 136

Weiter Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*
unter www.monacensia.net

Juli 2011
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2011 Freunde der Monacensia e. V., München
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-171-9

Selma Urfer

Die Fünfziger- und Sechzigerjahre oder: Was es alles noch nicht gab und nicht mehr gibt.

Erinnerungen einer Schweizer Wahl-Münchnerin

O bwohl meine Erinnerungen sich hauptsächlich Schwabing zuwenden sollen, muss ich im Zentrum von München beginnen. In der Pacellistraße, wo »Die kleine Freiheit« 1951 eine zweite Bühne aufmachte.

Hier wie überall häuften sich in unbedachten Ruinen die Trümmer. Waren die Zeiger an öffentlichen Uhren in der Minute stehen geblieben, als in der Nähe eine Bombe gefallen war, was die kleine Schweizerin – wie man mich halb neidisch, halb mitleidig nannte – ebenso faszinierte wie die Kioske, auf denen »Trinkhalle« stand, oder die Pissoirs, die hier »Pissort« hießen.

Trude Kolman hatte ihr Originalensemble auf Tournee geschickt und stellte sich jetzt in der Pacellistraße eine zweite Truppe zusammen. Im ersten Stock über der Maßschneiderei Lotz und Leusmann, gegenüber von der im Wiederaufbau begriffenen Maxburg, hinter der sich die Überreste der zerstörten Synagoge abzeichneten.

Trotz Texten von Kästner und Musik von Friedrich Hollaender wurde unser Programm mit dem Titel *Affen unter sich* aber kein Erfolg; also holte Trude Kolman ihr Stammensemble zurück, und die zweite Garnitur stand auf der Straße.

Jetzt kann sich die Erinnerung nach Schwabing wenden.

Welche Trambahn wohl damals vom Stachus zum Elisabethmarkt fuhr, wo mir einmal in einer stürmischen Nacht fast ein Ziegel vom Dach des Lichtspielhauses Schauburg auf den Kopf gefallen wäre? Und wie erreichte ich die Hörwarthstraße, wo ich für horrenden hundert D-Mark ein zum Mietzimmer umfunktioniertes Esszimmer ergattert hatte? Jedenfalls fuhr eine Nummer 2 durch die Tengstraße, wo sich Ecke Elisabethstraße unterm Dach das »Ateliertheater« befand.



Selma Urfer (rechts) mit der Gruppe Olten: im Hintergrund Reto Hänni, links Maja Beutler

Von Beate von Molo gegründet, war es inzwischen an den Schauspieler Herbert Weicker übergegangen. Man spielte möglichst in einer Dekoration angesiedelte Stücke, wie Sartres *Die ehrbare Dirne*, *Geschlossene Gesellschaft* oder Priestleys *Ein Inspektor kommt*.

Der Regisseur Curt Linda holte mich für *Der Schatten* von Jewgeni Schwarz, in dem Herbert Weicker mitspielte und Robert Graf, der gerade von Salzburg an die Kammerspiele engagiert worden war. Kaum eines der damals viel gespielten Stücke taucht heute noch an einem Theater auf. Vergessen scheinen Sartre, Giraudoux, Anouilh, Camus; Saroyan, Osborne, Thornton Wilder, Tennessee Williams; ebenso Frisch, Hildesheimer oder Heinar Kipphardt.

Aber bleiben wir in den Schwabinger Straßen, Läden, Kneipen. Wo in der Hohenzollernstraße ein Stein auf dem anderen geblieben war, sah es aus wie in einem Provinzvorort: Kleine Schaufenster mit Kurzwaren, Nachthemden, Kräutertees, Kochtöpfen, Stempeln und Namensschildern reihten sich aneinander. In einer Bretterbude konnte man zollfreien Whisky kaufen, unter bunten Papiergirlanden eine

Bratwurst essen und dazu AFN hören. In der Leopoldstraße, da, wo jetzt »Der Gehende« ausschreitet, wurden in einer Baracke mit dem Namen »Arche Noah« wilde Faschingsfeste gefeiert, zu denen ein Herr Eickemeier in einem Mantel mit Pelzkragen den Zutritt kontrollierte. In einem ebenerdigen Behelfsgebäude gegenüber spielten Freddy Brocksieper und Hugo Strasser Swing und Bebop, die es aber nicht mit den Jazzkapellen in der Siegesstraße und im Keller der zerbombten Türkenkaserne aufnehmen konnten, die inzwischen der Pinakothek der Moderne gewichen ist. Viele stellten zu Faschingsfesten auch ihre Privaträume zur Verfügung: Gudrun Söhn ihre Ballettschule in der Franz Joseph-Straße, die Fotografin Sabine Töpfer ihre Wohnung an der Habsburgerstraße, oder man mietete ein Lokal. Wie Hans Werner Richter den Aumeister, wo unter dem Motto »Liebe, Brot und Phantasie« gefeiert wurde. Einmal fuhr ich sogar mit Robert Graf – wir hatten geheiratet und ein Kind, das Dominik heißt – bis an den Ammersee, wo eine Dame, die angeblich einmal mit Curd Jürgens verheiratet gewesen war, ein Maskenfest gab.

Wir wohnten damals am Nikolaiplatz in einer Dachwohnung. Im Hof hinter »Kunst und Spiel« war inzwischen das »Jugendtheater« aus der Reitmorstraße in den sogenannten Goethesaal gezogen und spielte Stücke wie Friedrich Forsters *Robinson soll nicht sterben* mit Christian Doerner, oder Kästners *Pünktchen und Anton* mit Fritz Wepper als Anton. Wilhelm Killmayer dirigierte eine Kinderoper von Caesar Bresgen, in der Helmut Fischer als singender Hirschkornkäfer auftrat, Bettina Falckenberg eine Spinne tanzte und ich als Raupe über die Bühne kroch.

Schon in der Schauspielschule hieß es, ich passe in kein Rollenfach. Für jede weibliche Figur sei meine Ausstrahlung zu intellektuell – in Bezug auf Schauspielerinnen ein ausgesprochenes Schimpfwort. Und so hatte ich mein erstes Engagement beim Zürcher Cabaret Cornichon gefunden. Vor der »Kleinen Freiheit« war ich dann mit einem Kabarett namens »Die Zwiebel« kreuz und quer durchs trostlose Nachkriegsdeutschland getingelt. Hatte im völlig zerstörten Essen von meiner Zimmerwirtin Linsen kochen, und in Frankfurt einen Herrn Zweig kennen gelernt, der mir den Floh ins Ohr setzte, die »Zwiebel« werde vom Osten finanziert. Natürlich operierte die »Zwiebel«, wie alle übrigen Kabaretts auch, mit dem Schlagwort des »Ohne uns«. Die Wiederaufrüstung Deutschlands? Ohne uns. Die Bewaffnung mit Atomwaffen? Ohne uns. Nuklear- und Wasserstoffbombenversuche? Ohne

uns. Aber als nach einer Explosion auf einem Koralleninselchen im Pazifik, das Bikini hieß, ein Nichts von zweiteiligem Badeanzug danach benannt wurde, nahm niemand daran Anstoß.

*Ich bin ein Fisch, ein kleiner Fisch
lieg auf dem Markt und lach mich schief,
ich bin zwar außen noch ganz frisch
aber innen radioaktiv!*

*Man ermittelte mich mittels Echolot,
dann warf man die Netze aus,
man brachte mich heim, zum Abendbrot,
und die Fischer ins Krankenhaus.*

So lautete ein Text, den ich als Fisch in paillettenglitzerndem Netz in der »Zwiebel« auf sagte, die sich inzwischen in der Briener Straße installiert hatte. In einem Keller, wahrscheinlich einem ehemaligen Luftschuttkeller, unter dem Restaurant Carlton – das schon lange verschwunden ist. Ebenso wie die Buchhandlung daneben, die uns Neuererscheinungen ohne Kaufzwang überließ, oder der »Einrichtung«, die es auch nicht mehr gibt. Der »Platz der Opfer des Nationalsozialismus« heißt seit 1946 so, in der Nähe des Schiller-Denkmal, und das Kino gegenüber hat ebenso wie Fred Kraus, der Vater von Peter Kraus, der daneben Münchens erstes Espresso eröffnet hatte, seit Langem das Zeitliche gesegnet.

Wir waren inzwischen vom Nikolaipatz in die Hiltensperger Straße gezogen, wo die Betonneubauten nur so aus dem Boden schossen. Zu der Zeit zahlte man einen sogenannten Baukostenzuschuss, der nach und nach mit der Miete verrechnet wurde, und konnte Sonderwünsche anbringen, wie etwa die Farbe der Badezimmerkacheln, die zu der Zeit unbedingt schwarz sein mussten. 1958 war die Tochter Henriette zur Welt gekommen. »Wie ich Sie beneide«, hatte Ingeborg Bachmann kurz davor auf einem Hanser-Empfang zu mir gesagt, und danach gab ich das Kabarett endgültig auf. Und wenn der Bayerische Rundfunk mich früher häufig zu Bunten Abenden geholt hatte, die live und mit Publikum stattfanden, wobei ich einmal auch Bally Prell, die »Schönheitskönigin von Schneizldreuth«, kennengelernt hatte, so reichte ich jetzt Manuskripte zu Hörspielen ein. Ich hatte auch angefangen, Kurzgeschichten zu veröffentlichen. Las im Tukan-Club im Hotel Regina,

im Kommaclub in der Max Emanuel Brauerei, und schrieb in der SZ regelmäßig für die Seiten von Barbara Bondy – auch sie gibt es längst nicht mehr – Glossen und Kinderbuchkritiken. Aber als der Piper Verlag mich zu einem Roman angeregt hatte, wurde er leider von den Lektoren Baumgart, Best und Hansjörg Graf abgelehnt.

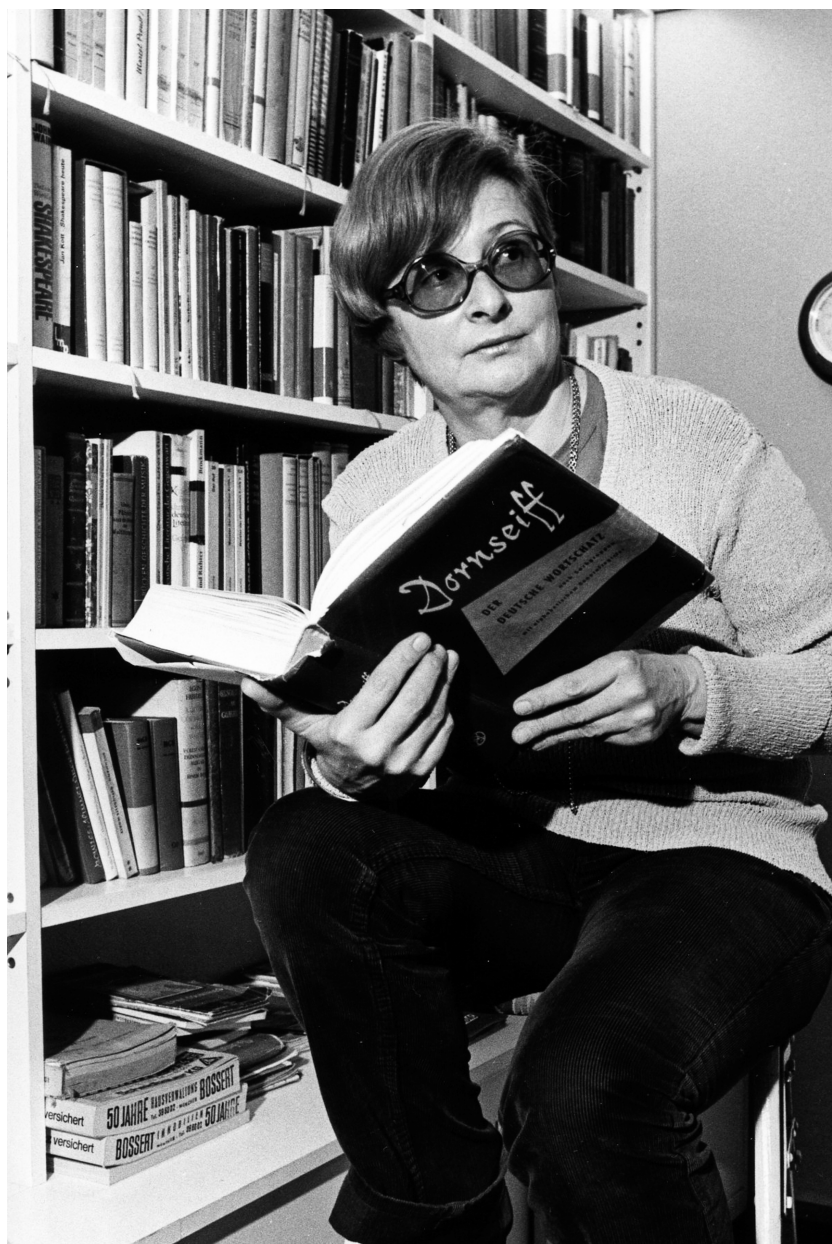
Robert Graf begann nach den Filmen *Jonas* (1957) und *Wir Wunderkinder* (1958) Karriere zu machen. Also riskierten wir in dem noch erschwinglichen Unterföhring den Bau eines Bungalows. Flachdächer waren zu der Zeit die große Mode, und noch heute bezweifle ich die Behauptung des Architekten, am Isarhochufer verbiete das Landratsamt ein Walmdach.

Wir verkehrten damals mehr mit Schriftstellern und Journalisten als mit Schauspielern. Und da Unterföhring näher bei Schwabing war als die vornehmen Villenvororte im Süden Münchens, waren unsere Freunde unter Umständen sogar mit dem Fahrrad zu erreichen. Eine enge Freundschaft verband uns mit dem Dichter Kuno Raeber in der Ainmillerstraße, auch der Maler Hans Platschek und der Autor Dieter Lattmann wohnten nicht weit, und manchmal kam abends Joachim Kaiser über den Rasen, brachte Graf einen Radiotext für den nächsten Tag und spielte mit ihm Fußball.

Zum Kreis von Kuno Raeber gehörten auch die Hofmannsthaltochter Christiane Zimmer, der aus Amerika zurückgekehrte Professor Werner Vortriede und Christian Enzensberger. Nicht zu vergessen die rumänische Bühnenbildnerin Maleen Pacha mit hennarotem Haar und lila Strickjacke.

Der unschöne, aber höchst witzige Hans Platschek hatte die Angewohnheit, sich auch über beste Freunde zu mokieren, und ich erinnere mich an einen Abend bei Baumgarts in Grünwald, an dem er sich, gemeinsam mit Gisela Elsner, weit über die Humorgrenze hinaus über Kuno Raeber lustig machte. Deshalb glaubte ich den beiden auch nicht, als ich sie einige Wochen später im Zug Frankfurt–München antraf, und Platschek lächelnd erklärte: »Wir sind heut Nacht miteinander durchgebrannt!« Gisela Elsner war mit dem Schriftsteller Klaus Roehler verheiratet. Ich hatte beide in Staltach an den Osterseen kennengelernt, Sohn Oskar war gerade geboren, und Gisela imponierte mir kolossal.

»Das könnt ihr mir nicht weismachen«, sagte ich im Zug Frankfurt – München. »Wo warst du übrigens gestern abend? Wir waren doch verabredet? Ich habe den ganzen Abend lang mit Klaus auf dich



Selma Urfer in den Neunzigerjahren

gewartet.« An einem Küchentisch, auf dem sich, je später es wurde, die von Klaus Roehler immer nervöser zerbrochenen Streichhölzer gehäuft hatten.

»Wo bleibt sie nur?«

»Wahrscheinlich im Verlag.«

»So spät?«

Als sie um Mitternacht immer noch nicht da war, hatte ich Klaus Roehler in aller Ahnungslosigkeit von meiner Gegenwart befreit. Und als ich mich anderntags am Bahnhof München von Gisela und Plat-shek verabschiedete, und mit meiner sechsjährigen Tochter und ihrer Puppe an der Hand davonging, blieb ich dabei, wenn auch nicht mehr ganz so sicher, dass ich den beiden kein Wort glaubte.

Auch auf der Leopoldstraße hatte sich vieles geändert. Wo Brocksieper Musik gemacht hatte, erhob sich ein mehrstöckiges Geschäftshaus. Anstelle der Arche Noah reihte sich Versicherung an Versicherung. Nur zwischen der neuen Hypotheken- und Wechselbank und dem Kino Marmorhaus – das seit fünf Jahren auch verschwunden ist – stand noch eine einsame Baracke, die Suppentöpfe anbot, unter die sich etwas später die Haschischdealer mischten.

In Unterföhring grünte und blühte es dank Robert Grafs grünem Daumen rings um den Rasen. Zusammen mit Annette von Aretin fuhr er in die Gärtnereien – ich glaube nicht, dass man sie damals schon »Gartencenter« nannte – und pflanzte immer neue Rosensorten in seinen Rosengarten hinter dem Haus. Er hatte sich auch ein Treibhaus aus England schicken lassen, im Rasen erhob sich ein plastikblaues Schwimmbecken, zu den beiden Geschwistern hatte sich das Kind Marie gesellt, und an sonnigen Sommertagen gaben sich die Besucher die Klinke in die Hand. Man trank damals ohne Bedenken, rauchte wie ein Schlot, zwängte sich in die ersten Blue Jeans, schluckte die Antibaby-pille, ich hatte mir die Haare kurz schneiden lassen wie Jean Seberg in dem Film *Außer Atem*, und knotete das Kopftuch im Nacken wie Audrey Hepburn in *Liebe am Nachmittag*.

Und wenn ich dann so in meinem Schlafzimmer am Schreibtisch saß, konnte ich im Westen über Kanal und Isar hinweg fast bis zur Floriansmühle sehen – Münchens schönstem Schwimmbad, das längst geschlossen wurde – fast bis zum Bayerischen Fernsehen, für das ich die heute nicht mehr übliche *voice-over* übersetzte. Wie für Agnes Vardas Kubafilm, Chris Markers *Lettre de Sibérie*, oder eine amerikanische Dokumentation über einen traumatisierten Vietnam-

Heimkehrer. Bis ich später, als es auch Robert Graf nicht mehr gab, einen festen Arbeitsplatz in der Dramaturgie fand. Mitte der Sechziger bahnten sich auch an den Theatern einschneidende Veränderungen an. Stücke wie *Der Andersonville-Prozess*, *Die zwölf Geschworenen* oder *Die Caine war ihr Schicksal* waren passé. Wurden abgelöst von Becketts surrealen Parabeln und, nach der Wiederentdeckung von Marieluise Fleisser, der Tendenz zu sozialkritischen Heimatstücken, vertreten durch Sperr, Bauer, Turrini und den sprachlosen Dialogen des jungen Kroetz. Als Peter Stein an die Münchner Kammerspiele kam, änderte sich der Stil der Inszenierungen. Dass die Schauspieler vor dem Vorhang politische Meinungen manifestierten und sogar mitten in einem Stück äußerten, wäre noch in den Fünfzigern undenkbar gewesen. Und eine Sammlung für den Vietcong auf der Bühne, wenn auch am Ende der Vorstellung, kostete Stein dann ja auch in München den Hals.

Von den Studentenkrawallen und dem Aufstand gegen den Schahbesuch in Berlin bekam ich wenig mit. Ich musste Unterföhring verkaufen, ein Haus finden, das kleiner, aber doch kein allzu schmerzhafter Einschnitt für die Kinder war, musste Umzug und Umbau bewerkstelligen. Da bot sich Denning an, ebenfalls nicht allzu weit weg von Schwabing, das damals noch mit dem Auto durch den englischen Garten erreicht werden konnte. In dem es im Frühling scharf nach Zwiebeln roch – wie ich mir einbildete, da Bärlauch noch unbekannt war und sich noch nicht als Modegewürz in unserem Kopf festgesetzt hatte.

Die Hippiemode hatte vom Minirock zu folkloregemusterten Maxikleidern gewechselt, zu denen man lange, klappernde Ketten aus Metall und Halbedelsteinen trug. Und ich sehe noch Susanne Kaiser und mich mit gerafftem Rock durch eine Wiese am Ammersee stapfen, und mit anderen zwischen weidenden Kühen nach den mit steigendem Alkoholkonsum verlorenen Klunkern suchen, während die ins Gras gelagerten Gruppen den Kopf über die mit Recht schimpfenden Bauern schüttelten.

Noch mehr hat sich mir allerdings ein Kind eingeprägt, das auf einer Vernissage herumstand. Damals wurden selbst Kleinkinder bis spät in die Nacht zu allem mitgenommen. Da sie häufig mit ihren Eltern zusammen in sogenannten Kommunen lebten, wurden auch sie dazu angehalten, alles mit allen zu teilen. Privatbesitz war verpönt, und über Kleidungsstücke, zu Lebensmitteln bis hin zu Partnern, gehörte alles

jedem. Dieses Kind auf der Vernissage aber war offenbar mit dieser Maxime nicht einverstanden. Denn es ließ unaufhörlich seine – zugegeben sehr hübschen – Hosenträger schnalzen, wobei es den lieben, langen Abend unermüdlich wiederholte: »Das sind *meine* Hosenträger, das sind *meine* Hosenträger, das sind *meine* Hosenträger!«